

Walter Leimgruber

EKM Tagung: Staat neu denken. Von Grenzen und neuen Heimaten.

Einfache Lösungen: Verführerisch und trügerisch.

Es ist noch nicht lange her, da haben die Vordenker der Transnationalismus-Theorien, die wichtige Einsichten in das Funktionieren heutiger Migration und Mobilität geliefert haben, das baldige Ende der Nationalstaaten vorausgesagt, da diese angesichts der globalen Verflechtungen überflüssig sein würden.

In der Zwischenzeit fegt ein Sturm der Renationalisierung, der Abschottung, des Baus neuer Mauern und des Wiederauflebens völkisch-kultureller Abgrenzungen über uns hinweg, wie wir ihn noch vor kurzem für unmöglich gehalten hätten.

Grenzziehungen auf allen Ebenen gehören zum Kernbestand des menschlichen Verhaltens. Ohne Differenzierung und damit ohne Abgrenzung funktioniert keine Gesellschaft, weder nach innen noch nach aussen. Doch die Art der möglichen Grenzen ist immer Sache eines gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses. Welche Grenzen brauchen wir? Welche werden noch lange in unseren Köpfen vorhanden sein? Und welche gilt es zu überwinden? Das sind die Fragen, welche die Menschen beschäftigen.

Die Antworten, die heute gegeben werden, sind meist gekennzeichnet von unzulässigen Vereinfachungen. Da sind einmal die Forderungen, die wir als populistisch bezeichnen: die Argumentation mit einem angeblich guten Gestern (make America great again, zu übertragen auf jedes andere Land), als die Wirtschaft blühte, alle davon profitierten und es nur eine Blickrichtung gab, nämlich die nach mehr: mehr Konsum, mehr Wohlstand, auch mehr Rechte und mehr Freiheit. Ein Blick auf eine Erfolgsgeschichte in der Tat, denn das letzte halbe Jahrhundert hat diesen Gesellschaften in allen Bereichen mehr gebracht als jede andere Epoche.

Diese Sicht ist meist unterlegt von einer Beschreibung von Heimat, die ein idyllisches Bild zeichnet, so wie wir es beispielsweise in der Appenzeller Senntums-Malerei finden: Ein Ort der Eintracht und der festen Zugehörigkeit. Ein Bild, das allerdings vieles aussen vor lässt. Diese Heimat war immer nur möglich für diejenigen, die in ihr ein

Auskommen fanden, die über Besitz verfügten. „S Heimetli“ bezeichnet denn im Bern-deutschen denn auch das Haus samt Land und Vieh, die Lebensgrundlage. Nur wer über diese verfügte, war heimatberechtigt, konnte politisch mitreden, Allmend und Alp mitbenutzen und Armenhilfe beziehen. Die Kinder, die den Hof nicht erbten, fristeten ebenso wie die ohnehin land- und besitzlosen Gruppen ein Leben als Sennen, Knechte, Mägde, Tagelöhner oder Arbeiter, häufig genug mussten sie die Heimat verlassen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, waren mobil oder wanderten aus. Sie fehlen auf dem idyllischen Heimatbild, sind sozusagen aus dem Bild gelaufen. Doch Heimat kann auch anders verstanden werden: als Umwelt, die möglichst allen Menschen ein Gefühl der Verortung und der Zugehörigkeit gibt, als Utopie, die es zu gestalten gilt, nicht als vergangene Idylle.

Da sind zweitens die Antworten, die man als fundamentalistisch bezeichnen kann. In einer Welt, in der durch die Infragestellungen staatlicher und kultureller Grenzen die eigene Identität dauernd in Frage gestellt wird, in der man konstant aufgefordert wird, sich neu zu positionieren, steigt die Sehnsucht nach fragloser Zugehörigkeit. Wir geniessen es zwar, von den Zwängen befreit zu sein, die noch vor einer oder zwei Generationen das Leben wesentlich bestimmten: der sozialen und kulturellen Zuschreibung, der Religion, des Geschlechts, der sexuellen Orientierung oder der Generationenrolle etwa. Aber es ist zugleich mühsam und anstrengend, sich in all seinen Persönlichkeitsfacetten immer wieder herausgefordert zu sehen, es ist mühsam, Identitätsarbeit zu betreiben. Und es ist daher verführerisch, die verlockenden Grenzerprobungen, Grenzüberschreitungen und Vermischungen abzublocken, indem man eine fraglose und nicht anzuzweifelnde Identität annimmt. Egal, ob diese mit der Religion oder mit der Zugehörigkeit zu einem Volk, einer Ethnie, einem Geschlecht oder was der Möglichkeiten mehr sind, begründet wird. Fundamentalismen aller Art erleben eine Blüte und zurren die Grenzen des Individuums genauso wie die Grenzen religiöser, kultureller oder staatlicher Zugehörigkeit im Namen irgendwelcher nicht in Frage zu stellender Regeln fest. Doch die Freiheiten der Grenzüberschreitungen sollten wir uns nicht durch eine Berufung auf absolute Wahrheiten oder unhinterfragbare Autoritäten wieder nehmen lassen.

Und schliesslich gibt es drittens die Möglichkeit, mit einer moralistischen Haltung an die Fragen von Mobilität und gesellschaftlicher Struktur heranzugehen. Ausgehend

vom Ideal, dass allen Menschen die gleichen Rechte, Freiheiten und Chancen zustehen, wird etwa die sofortige Aufhebung aller Grenzen gefordert. Ein Ideal, das die einen als aufklärerisch verstehen. Ein Konzept aber auch, das von manchen mit dem Begriff des Neoliberalen verbunden wird, hat sich doch die Öffnung der Welt nach 1989 primär unter dem Primat der Forderung nach dem freien Fluss von Gütern, Geld, Menschen und Ideen etabliert. Durchgesetzt hat sich bisher primär der Fluss der Finanzen und teilweise der Güter, mit schwerwiegenden Folgen für viele Länder und viele Menschen – nicht nur, was die Arbeitsmärkte betrifft, sondern auch die Auswirkungen auf die Verteilung von Armut und Reichtum, von Chancen und Perspektivlosigkeit. Das Ungleichgewicht, das dadurch entstanden ist, die Macht der Finanzwelt und die immer grössere Konzentration von Vermögen und Einkommen machen es heute vielen Menschen schwer zu glauben, Öffnung sei per se eine Lösung. Das Ende jeder sozialstaatlichen Solidarität befürchten daher viele, sollte die Welt auf einen Schlag grenzenlos werden.

Dennoch gilt es, überkommene Abgrenzungen neu zu denken und Lösungen zu suchen für eine zunehmend gerechtere Verteilung von Freiheit wie Wohlstand. Aber was immer die Grenzen, was immer die Überschreitungen, was immer die Herausforderungen sind: Antworten sind schwierig und bestehen nicht aus „der“ Lösung. Es gilt Ideen zu entwerfen, wohin die Reise gehen könnte, auch wenn wir weit davon entfernt sind, klare und eindeutige Antworten zu haben. Und wir sollten uns bewusst sein, dass schnelle und einfache Antworten mehr neue Fragen und Probleme aufwerfen als Lösungen bringen. Aber wenn wir diese Herausforderung nicht annehmen, überlassen wir das Feld all denen, die es ohnehin schon wissen – und so ungewiss vieles ist, dies würde mit Gewissheit in die Irre führen.